

Ein Mann bleibt sich treu

Nach der Katastrophe in Japan wird der Berliner Sebastian Pflugbeil überall gehört. Seit Jahrzehnten kämpft der Präsident der Gesellschaft für Strahlenschutz und frühere DDR-Bürgerrechtler gegen Atomkraft. Ein Berliner Hausbesuch

VON NICHOLAS BRAUTLECHT

Der Mann, der den DDR-Atomstiege herbeiführte, lebt in einem baufälligen Altbau in Berlin-Mitte. In einer Ecke des Wohnzimmers lehnt ein Cello, dicht am Fenster steht ein Cembalo. Vom obersten Regal der Bücherwand blickt eine Nofretete durch die Flügeltür ins Nebenzimmer, in dem Sebastian Pflugbeil, 64, an einem leer geräumten Holztisch sitzt. Roter Pullunder, hellblaues Hemd, struppig grauer Bart und Brille. Pflugbeil ist Physiker und Präsident der Gesellschaft für Strahlenschutz, war Bürgerrechtler und Minister der letzten DDR-Regierung. Und derzeit ein gefragter Mann. Seit vor einem Monat in Fukushima der Ausnahmezustand ausgerufen wurde, sieht man sein Gesicht morgens neben den Hiobsbotschaften aus Japan in der Zeitung, mittags beantwortet Pflugbeil Fragen in TV-Talkshows. Abends dringt seine Stimme aus dem Radio. Ein Querdenker ist massentauglich geworden.

„Es ist seltsam, so in Mode zu sein“, sagt Pflugbeil. „Eigentlich sollten sich andere Institutionen dazu äußern, aber die gehen auf Tauchstation.“ Die Anderen – das sind die offiziellen Stellen: Die Gesellschaft für Reaktorsicherheit, das Bundesamt für Strahlenschutz, Umweltminister Norbert Röttgen. Sie alle hielten sich bedeckt, sagt Pflugbeil. „Und bei mir klingelt's alle drei Minuten.“ Dazu Hunderte E-Mails. Täglich. Auch von besorgten Müttern, deren Töchter nach Malaysia oder sonst wo nach Asien reisen wollen. „Da kann ich nur sagen: Beste Grüße, ich kann Ihnen leider nicht helfen.“ Manchmal kommt auch der Forscher Pflugbeil auf seine Kosten. Dann landen frische Messdaten oder Fotos aus Fukushima im Mail-Fach. „Es findet ein guter Gedankenaustausch zwischen wachen Leuten statt.“

Wittert er eine Chance? Sieht er ein Umdenken in Bevölkerung und Politik? Nun, da die Grünen Wahlen gewinnen. „Derzeit ist es einfach, den deutschen und japanischen Umgang mit der Kerntechnik zu kritisieren, bloß ich befürchte, dass das bald nachlassen und alles zur Tagesordnung übergehen wird.“ Die Debatte habe einen unangenehmen Geschmack. Er klingt resigniert, wie er da mit hängenden Schultern am Tisch sitzt.

Pflugbeil wird am 14. September 1947 in Bergen auf Rügen geboren. Seine Eltern sind Kirchenmusiker. Schon bald zieht die Familie nach Greifswald, wo Pflugbeil 1965 Abitur macht. Ein Jahr später geht in Rheinsberg bei Potsdam das erste Atomkraftwerk der DDR ans Netz. Die Technik liefert die Sowjetunion. Etwa 20 weitere Meiler sollen folgen. Dass insgesamt nur zwei in Betrieb gehen werden, weiß zu diesem Zeitpunkt noch niemand.

Pflugbeil studiert Physik, zieht nach Ost-Berlin, wird Mitarbeiter am Institut für Herzkreislauf-Forschung der Akademie der Wissenschaften. In den 80er-Jahren sucht er die Nähe zu Bürgerrechtlern, wettet gegen Kernwaffen, Uranbergbau und die Atomkraft, verfasst Aufklärungsschriften und gerät ins Visier der Staatssicherheit. Dem Regimekritiker wird seine Promotion verweigert. Erst nach dem Mauerfall wird ihm der Dokortitel zuerkannt.

Am 26. April 1986 um 01.23 Uhr explodiert ein Reaktor in Tschernobyl. Die Kernschmelze wird in der DDR totgeschwiegen. Das Wenige, was aus der Sowjetunion nach außen dringt, gelangt auch so in viele Ost-Berliner Wohnzimmer. Man schaut ja Westfernsehen. Zugleich landet der im Berliner Umland geerntete Kopfsalat, der in Westteil der Stadt keine Abnehmer mehr findet, in den Mittagessen der Kindergärten und Schulen. Die informierten Kinder lassen ihn liegen, die übrigen greifen ein paar Mal mehr zu. „Das hat einen einfach nur wütend gemacht“, sagt Pflugbeil.

An einem Septemberwochenende 1989, zwei Monate vor dem Mauerfall, gründen rund 30 Oppositionelle in Grünheide, südlich von Berlin, das Neue Forum. Auch Pflugbeil unterschreibt den Gründungsauftrag der Bürgerbewegung und vertritt sie später am Zentralen Runden Tisch. Zur Stabilisierung der Lage sollen Oppositionsgruppen Anfang 1990 Vertreter in die Regierung Modrow entsenden. „Sich in einer untergehenden Regierung zu beteiligen, ist kein gutes Startbrett für eine politische Karriere. Daher wollte zunächst niemand den Job machen“, sagt Pflugbeil. Am Ende wird er Minister ohne Geschäftsbereich. Ein seltsamer Titel für jemanden, der nur ein Ziel verfolgt: Ein Ende der Atomkraft. Und Minister Pflugbeil weiß seine Machtbefugnisse zu nutzen. Er verschafft sich Zugang zu Geheimakten, in denen Fachleute den desaströsen Sicherheitszustand der DDR-AKW's sezieren haben. In schwarzen Ministertaschen schleppt er die Papiere abends nach Hause, vervielfältigt sie mit seinem Kopiergerät im Schlafzimmer – die Geräte waren damals noch verboten – und bringt sie am nächsten Morgen wieder ins Archiv.

Es ist hoch brisant, was Pflugbeil in seiner Wohnung an Unterlagen zum AKW Greifswald sammelt: fehlerhafte Materialien, unterqualifiziertes Personal, Schlamperereien. Pflugbeils Ahnung bestätigt sich, und er verfasst ein Gutachten für den Runden Tisch. Es ist eine Bestandsaufnahme, die den Anfang vom Ende der ostdeutschen Kernkraftwerke besiegeln sollte. „Wir haben eine gute Sprengladung gelegt“, sagt Pflugbeil. Nach der Veröffentlichung konnte auch der Westen die Lage nicht mehr verharmlosen. „Denn diese Unterlagen hatten sich keine grünen Spinner aus dem Daumen

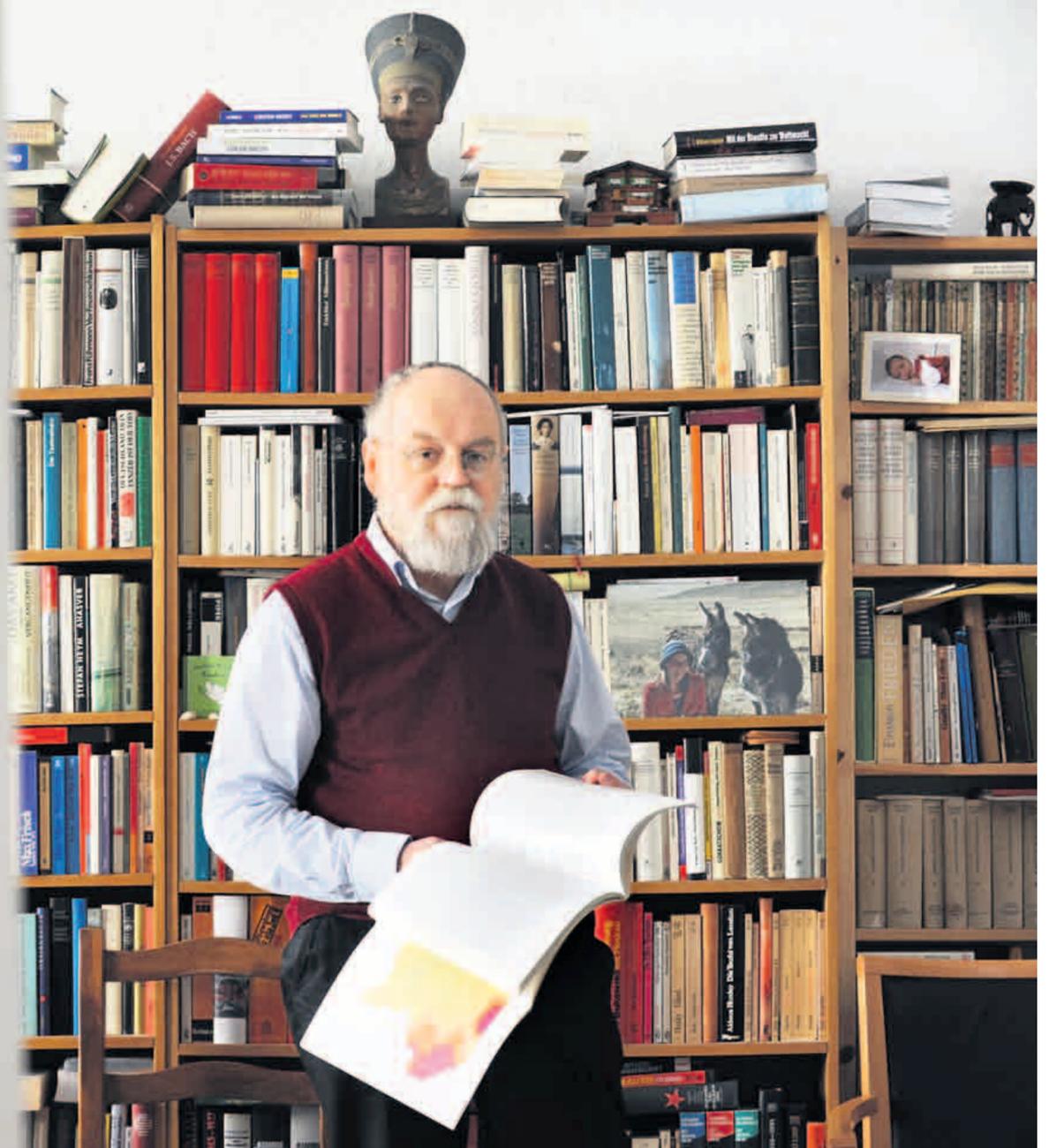
gelutscht, sondern Fachleute.“ Anfang Juni 1990 wurden vier Reaktoren in Greifswald und das AKW Rheinsberg abgeschaltet. Die Sicherheitsmängel und die extrem hohen Kosten für eine Nachrüstung beendeten die Atomkraftgeschichte der DDR. Pflugbeil ist heute überzeugt, dass auch bestehende Atommeiler längst stillgelegt wären, wenn entsprechende Geheimberichte veröffentlicht würden.

Das Gespräch wird unterbrochen. Das Telefon klingelt. Pflugbeil nimmt den Anruf an, sagt „Rufen Sie in einer Stunde wieder an“ und legt er auf. Begrüßungs- und Abschiedsformeln sind nicht seine Sache. Das lenkt nur von der Arbeit ab.

So könnte man auch sein Verhältnis zur Politik beschreiben. Nach seinen Monaten in der Regierung Modrow saß Pflugbeil bis Mitte der 90er noch als Vertreter der Abgeordnetengruppe Neues Forum/Bürgerbewegungen im Berliner Abgeordnetenhaus. Dann reichte es ihm. „Das Politikgeschäft ist einfach widerlich, ein Theater. Die Abgeordneten drängeln sich vor die Kameras und danach gehen sie in die Kantine und bedienen sich. Wer an wissenschaftlichen Analysen oder nüchternem logischen Denken interessiert ist, erträgt das nicht.“ Wie so viele DDR-Bürgerrechtler, die nach der Wende noch von einer Aufbruchsstimmung ergriffen waren, kehrt Pflugbeil der Politik enttäuscht den Rücken zu.

Stattdessen sucht er einen Weg zurück in die Forschung. Doch die Zeiten haben sich geändert. Mitte der Neunzigerjahre existiert seine alte Arbeitsstelle, die Akademie der Wissenschaften der DDR, nicht mehr, und fünf Jahre Abwesenheit im Forschungsbetrieb sind eine lange Zeit. Also macht er seine Berufung zum Beruf. 1999 wird er zum Präsidenten der Gesellschaft für Strahlenschutz. Ein Ehrenamt. Pflugbeils Ehefrau, eine Internistin, ernährt jetzt die sechsköpfige Familie.

Mit der Strahlenschutz-Gesellschaft geht Pflugbeil wieder in die Opposition. Die etwa 80 Mitglieder, die den 1990 gegründeten Verein finanzieren, sind Strahlenforscher jeder Couleur – Physiker, Mediziner, Biologen. „Diese Leute ärgert, wie sich die Obrigkeit bei diesem schwierigen Thema von Wirtschaftsinteressen und politischem Unsinn leiten lässt.“ Auf der Suche nach Argumenten reist Pflugbeil 2001 in die Sperrzone Tschernobyl und kriecht in den Sarkophag. „Die Riesennengen Kies, Sand und Blei, mit denen sie die Ruine gefüllt haben wollen – das kann nicht stimmen. Es sind riesengroße leere Räume mit viel Luft.“ Für Pflugbeil ein Argument mehr, dass die offiziellen Angaben, der Großteil des Kernbrennstoffs liege in der Ruine, frei erfunden sind. Seiner Meinung nach wurde der größte Teil bei der Explosion nach draußen geschleudert.



Als seine vier Töchter aus dem Haus gewesen seien, habe er die Lücken mit Papier gefüllt, sagte der Strahlenschutz-Experte Sebastian Pflugbeil in seiner Wohnung in Mitte. Als ihn der Fotograf dann auch vor seinen überladenen Bücherregalen in Position brachte, kommentierte er trocken: „Die Leute sollen ja sehen, dass ich lesen kann“

Massimo Rodari

„Trotzdem wird der seit Jahren geplante Bau des zweiten Sarkophags Milliarden verschlingen, nur als Beweis, dass man mit großen Katastrophen umgehen kann. Wenn der Westen etwas gegen die Gesundheitsschäden unternähme, gäbe er zu, dass es Schäden gibt. Das will er nicht.“

Pflugbeil kennt die medizinische Versorgungslage vor Ort. Er ist wiederholt in die betroffenen Gebiete gereist. „Viele der Liquidatoren faulen zu Hause einfach dahin, aufgegeben von den Ärzten, mit Krankheitsbildern, die in keinem Buch stehen. Deshalb tauchen sie auch in keiner Statistik auf.“ Er hat Kinder aus der Tschernobyl-Region nach Berlin eingeladen. „Damit sie mal anständige Ferien haben, paar Wochen durchgefüttert werden.“ Völkerverständigung, auch wenn es den Kindern unterm Strich wenig geholfen habe, gibt er zu. „Aber ich habe Familien in der Ukraine und Weißrussland kennengelernt und die Folgen von Tschernobyl gesehen. So etwas vergisst man nicht“, sagt er. „Im Zweifel sollten wir auf der Seite der Geschädigten sein, nicht auf der der Unternehmen.“

Wenn die Welt nicht gerade von einer Reaktorkatastrophe erschüttert wird, fühlt sich Pflugbeil manchmal schwach und alleingelassen. Mit einer Botschaft in die Zeitungen zu kommen, sei sonst sehr schwierig. „Wir sind nur wenige, die viel Arbeit haben. Auf der anderen Seite steht ein Heer von willigen Wissenschaftlern auf Abruf bereit, die jedes unserer Gutachten mit fünf eigenen beantworten.“ 25 Jahre nach Tschernobyl und im Schatten der Rauchwolken von Fukushima sind die Fachleute noch immer gespalten bei der Frage: Wie hoch muss die Menge radioaktiver Strahlung sein, damit sie den Menschen krank macht? Ist der japanische Spinat essbar, das Tokioter Trinkwasser trinkbar? „Es ist ein latenter Kampf“, sagt Pflugbeil.

Wenn der Kämpfer Kraft sucht, ist er wieder ganz Kirchenmusiker-Sohn. Dann nimmt er das Cello aus der Zimmerecke und streicht den Bogen darüber. Sind seine vier mittlerweile erwachsenen Töchter zu Besuch, erfüllen Bach-Klänge die Wohnung aus. Pflugbeil muss sich eine Bratsche zwischen die Knie klemmen. „Das Cello ist dann schon besetzt.“ Zwei Töchter haben Musik studiert. Eine ist Hebamme, die andere Juristin. „Sie verfolgen mein Treiben, sammeln Artikel, aber der Funke ist nicht übergesprungen“, sagt Pflugbeil lächelnd. Doch er kämpft weiter. Erst diese Woche brachte Pflugbeil Ärzte und Forscher aus Minsk, Moskau und den USA nach Berlin, um die Folgen von Tschernobyl und Fukushima zu diskutieren. „Wenn sie wollen, ist das meine Lebensaufgabe.“ Auch wenn die Welt sich längst nicht mehr für ihn interessiert.

Wie die Stasi Spuren legte

Mehrere Jahre nach der Wende befasste sich Sebastian Pflugbeil noch einmal eingehend mit der Staatssicherheit – diesmal nicht aus Opfer- sondern aus Forschericht. Auslöser war der Krebsstod prominenter DDR-Oppositioneller, darunter der Schriftsteller Jürgen Fuchs und der Musiker Gerulf Pannach. Es wurde vermutet, dass die Stasi die Gesundheit inhaftierter Dissidenten gezielt mit Röntgenstrahlen schädigte. Pflugbeil und weitere Experten entkräfteten die Vorwürfe weitgehend. Was bei ihrer Untersuchung aber ans Licht kam: Zur „Kennzeichnung“ von „Zielpersonen“ brachte die Stasi radioaktiv strahlende Stecknadeln „an den Mann“, so dass diese auch in Menschenmengen mit Geigerzählern zu finden waren. Zudem feuerten MfS-Mitarbeiter mit präparierten Spritzkanonen oder Quetscheenten-ähnlichen Bällen radioaktive Substanzen auf Personen. „Die Stasi hatte sich sehr genau überlegt, wie gefährlich es für die eigenen Leute war mit der radioaktiven Brühe in der Hosentasche. Den Zielpersonen wurde aber ein Vielfaches der Strahlenbelastung zugemutet, um sie zu überwachen“, sagt Pflugbeil. „Im Gedränge so etwas zu verspritzen – da kann leicht ein Kind dazwischen geraten. Sie haben das Leben der Menschen aufs Spiel gesetzt.“ Pflugbeil zufolge sind die Geräte, die die Stasi einsetzte, nicht mehr aufzufinden. „Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass sie irgendwo im Einsatz sind.“